KARL MAY

DEUTSCHE HERZEN, DEUTSCHE HELDEN IV

Der Fürst der Bleichgesichter II

Weltbild

Deutsche Herzen, Deutsche Helden

Roman

von

Karl May

Band IV

Weltbild

Diese Ausgabe erscheint unter Zugrundelegung der 1901/1902
im Verlag H. G. Münchmeyer, Dresden-Niedersedlitz,
herausgegebenen Buchfassung in modernisierter Rechtschreibung.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.sammler-editionen.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild Sammler-Editionen
erschienenen Print-Ausgabe
Copyright © 2012 by Weltbild Sammler-Editionen
in der Verlagsgruppe Weltbild GmbH,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Kolorierung der historischen Illustrationen:
Sascha Wuillemet, München
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München,
unter Verwendung einer kolorierten Originalillustration
E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen
ISBN 978-3-95569-980-2

Der Fürst der Bleichgesichter II

Roman

von

Karl May

Band IV des Romans
»Deutsche Herzen, Deutsche Helden«

Weltbild

1. Kapitel

Prescott, der Hauptort von Yavahai County im nordamerikanischen Staat Arizona, war zur Zeit, da die uns bekannten Personen dort handelnd auftraten, noch Sitz der Territorialbewegung. Man hatte in der Nähe reiche Gold- und Silberlager entdeckt, und durch diese Entdeckung waren, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt, eine Menge fraglichster Existenzen herbeigezogen worden.

Es versteht sich ganz von selbst, dass an einem Goldgräberort die Schnapsschenken und Spielhäuser wie Pilze aus dem Boden wuchsen. Sie alle, alle waren verrufen. Eine Einzige nur erfreute sich eines einigermaßen guten Leumundes, und der Wirt dieser Venta war – nicht einmal ein Wirt, sondern eine Wirtin, eine Frau, oder, die Wahrheit zu sagen, eine alte Jungfer.

Eine bedeutende Strecke vor der Stadt lag diese Venta. Das Gebäude war aus unbehauenen Steinen aufgeführt, bestand aus dem Parterre und dem Dachraum mit zwei kleinen Giebelstuben.

Über der Tür war ein großes Schild angebracht. Es zeigte eine weibliche Figur mit Büchern, einer Weltkugel, einer Palette und einem Winkelmaß in den Händen, und darunter war in großen Buchstaben zu lesen:

»Venta zur gelehrten Emeria«.

Nämlich die Wirtin hieß Emeria, Señorita Emeria. Sie hatte ihren Kopf in die Wissenschaften gesteckt und ihr Herz an den Branntwein gehängt. Trotz dieser Liebhaberei war sie ein resolutes, respektiertes Frauenzimmer. Sie trank nämlich sehr oft, nie aber zu viel, und da ihr Kopf nur der Kunst und Wissenschaft gehörte, so fand der Schnaps in demselben keinen Platz, sie war nie betrunken. Desto öfter aber setzte er sich in ihrem Herzen fest. Geschah dies, so dachte sie an ihre erste und einzige Liebe und weinte ihr bittere, nach Branntwein duftende Tränen nach.

Außer vielen anderen Eigentümlichkeiten hatte sie besonders die eine, dass sie jeden Gast auf seine Kenntnisse prüfte; nach diesen richtete sich ihr Verhalten. Sie hatte früher einmal Erzieherin werden wollen und zwei Jahre lang über drei oder vier Büchern gesessen. Aus diesen hatte sie eine ihrer Meinung nach beispiellose Weisheit geschöpft, und nun war sie stets bereit, mit jedwedem ein gelehrtes Turnier einzugehen. Wie es eigentlich um ihr Wissen stand, das ahnten wenige; noch wenigere wussten es; sie aber ahnte es selbst nicht einmal.

Heute saß ihre sehr lange, sehr dürre, scharf und spitz gezeichnete Gestalt am Tisch, eine große Klemmbrille auf der Nase, ein Buch vor sich, daneben rechts ein Stück Ton zum Modellieren und links die Zeichnung einer oberschlächtigen Öl- und Getreidemühle. Sie studierte. Das heißt, sie nickte halb im Traum vor sich hin und tat zuweilen einen Schluck aus dem kleinen Fläschchen, das in einer Höhlung des Modelliertons steckte.

Sie war bisher allein gewesen; jetzt aber öffnete sich die Tür, und ein junger,

hübscher, mutwillig dreinblickender Bursche trat ein. Das war Pedro, ihr Peón oder Reitknecht, der aber nebenbei auch alles andere war. Und das war er, weil er sich ihre ganz besondere Zuneigung erworben hatte. Und diese hatte er erlangt, weil er alle ihre gelehrten und verblüffenden Fragen sofort, ja blitzschnell auf eine noch viel gelehrtere und verblüffendere Weise beantwortete. Er stand sich sehr wohl dabei. Sie merkte gar nicht, dass er sich nur lustig über sie machte.

»Was befehlen Señorita zum Abendessen?«, fragte er. – »Jetzt noch nichts, ich will erst abwarten, welche Temperatur wir am Abend haben. Die Temperatur steht nämlich in innigster Wechselbeziehung zu der menschlichen Speicheldrüse …« – »… Leberwürmern und schneidenden Winden«, fiel er sofort mit der Sicherheit eines Professors der Pathologie ein.

Sie blickte überrascht auf.

»Das ist sehr richtig, besonders das von den Winden. Diese hängen ganz besonders von der Temperatur ab. Sie stehen in umgekehrtem Verhältnis zur Außenwelt. Wind muss ja sein, ist draußen keiner, so geht er im Inneren des Menschen. Wie viel Grad haben wir heute?« – »Zwanzig nach Reaumur.« – »Wie viel macht das nach Celsius?« – »Fünfundzwanzig.« – »Stimmt! Ich finde, dass du eine sehr gute Lebensanschauung hast und dir die Zahlen sehr gut merkst. Doch gehe jetzt. Dort kommt ein Gast, den ich noch nicht kenne. Ich muss ihn prüfen, ob er würdig ist, in meinem Haus eine Erquickung zu genießen.«

Pedro ging. Draußen schüttelte er lächelnd den Kopf und murmelte:

»Jetzt hat sie die halbe Flasche leer und ist selig. Wehe dem Gast, der da kommt.«

Der Betreffende schien keine Ahnung von dem Empfang zu haben, der seiner wartete. Er kam mit rüstigen Schritten herbei. Noch in jugendlichem Alter stehend, machte er einen sehr guten Eindruck. Kräftig gebaut, gab er seinen Bewegungen eine unbewusste Eleganz, die in dieser Gegend wohl selten zu sehen war. Doch trug er ganz gewöhnliche Kleidung von dunkelblauem Tuch, Jacke, Hose und Weste, dazu bis an die Knie reichende Schaftstiefel und einen breitrandigen, schwarzen Filzhut. Die Uhr war an einer einfachen Gummischnur befestigt, an dem kleinen Finger der rechten Hand hatte er einen massiven Goldring mit einem höchst wertvollen Diamanten.

»Sie hat die halbe Flasche leer und ist selig.«

Er grüßte Pedro kurz, aber leutselig und blieb dann vor dem Eingang stehen, um für einige Augenblicke das sonderbare Schild zu studieren. Dann trat er in die Gaststube und grüßte:

»Buenos dias – guten Tag!«

Emeria saß wieder auf ihrem Stuhl. Sie tat, als ob sie den Eintretenden weder bemerkt noch gehört habe.

»Buenos dias!«, wiederholte dieser.

Auch jetzt antwortete sie nicht. Er setzte sich jedoch an einen Tisch, und da er wohl glauben mochte, dass sie schwer höre, sagte er zum dritten Male, und zwar mit sehr erhobener Stimme:

»Buenos dias, Señora!«

Da erhob sie sich langsam, drehte sich ebenso langsam nach ihm um, rückte ihre Klemmbrille zurecht, betrachtete den jungen Mann eine ganze Weile und sagte in verweisendem Ton:

»Ihr wisst wohl nicht, in welcher Weise man zu grüßen hat, Señor?«

Der Gast lächelte leise und antwortete ruhig:

»Bisher habe ich geglaubt, es zu wissen.« – »Nein, Ihr wisst es nicht!« – »So werde ich Euch sehr dankbar sein, wenn Ihr die Güte haben wolltet, es mich zu lehren.« – »Warum lasst Ihr meinen Titel weg?« – »Ach so! Verzeiht! Aber als ich zum dritten Male grüßte, habe ich es wiedergutgemacht, indem ich den Titel hinzufügte.« – »Er war falsch.« – »Das sollte mir leid tun.« – »Ich bin nicht Señora, sondern Señorita.« – »Da seht Ihr mich ganz trostlos. Aber ich konnte wirklich nicht wissen, dass Ihr nicht Frau, sondern noch Jungfrau seid.« – »Ihr konntet Euch erkundigen!« – »Da habt Ihr recht, und ich bitte abermals um Entschuldigung!« – »Ich kann es nicht anhören, wenn das starke Geschlecht um Verzeihung und Entschuldigung bittet. Es ist das so unmännlich.« – »Ich glaube nicht, dass unsere Stärke darin bestehen soll, rücksichtslos und grob zu sein!« – »Und doch seid Ihr beides selbst jetzt noch!« – »Wieso?«

Der junge Mann hatte bisher freundlich und heiter gesprochen, jetzt aber zeigte sich auf seiner Stirn eine kleine Falte.

»Ihr sprecht mit einer Dame und bleibt doch auf Eurem Stuhl sitzen, obgleich Ihr seht, dass ich vor Euch aufgestanden bin.« – »Aber erst, nachdem ich dreimal gegrüßt hatte.« – »Ihr hattet falsch gegrüßt; da musste ich sitzen bleiben, um Euch zu strafen.«

Da erhob sich der junge Mann langsam und griff nach seinem Hut.

»Señorita«, sagte er. »Ihr scheint Eure Stellung ganz misszuverstehen. Ich komme nicht, um Euch zu begrüßen, sondern um Euch eine Erquickung abzukaufen, die ich genießen will und bezahlen werde.« – »Das ist ganz gut, aber wer mir nicht gefällt, der bekommt nichts.« – »Nun, ich muss annehmen, dass ich Euch nicht gefallen habe und also nichts bekommen werde. Adios, Señorita!«

Damit wandte er sich nach der Tür; aber bereits in demselben Augenblick stand sie zwischen derselben und ihm, streckte ihm abwehrend ihre langen, weit auseinandergespreizten Finger entgegen und gebot ihm:

»Halt! Ihr habt zu bleiben! Noch habe ich Euch nicht entlassen. Erst muss ich erfahren, ob Ihr würdig seid, eine Erquickung von mir einzunehmen.« – »Wie wollt Ihr das erfahren?« – »Indem ich Euch examiniere.« – »Und Ihr meint, dass ich mir dies gefallen lasse?« – »Ihr müsst! Seht her!«

Emeria drehte den Schlüssel um und zog ihn ab, sodass er, um ihr zu entfliehen, durch das offene Fenster hätte springen müssen. Dann stemmte sie die eine Hand auf den Tisch, die andere in die Seite und fragte ohne alle Einleitung:

»Wie kann man sich mittelst eines Garnknäuls aus der Quadratur des Zirkels herausfinden?« – »Ihr meint wohl, aus dem Labyrinth?« – »Nein, Ihr wisst es also nicht. Weiter! Warum liegt die Sahara in Afrika?« – »Alle Wetter!«, lachte er. »Wer das beantworten könnte!« – »Ihr nicht, wie ich bemerke. Weiter! Welcher Unterschied ist zwischen der Madonna von Rafael und dem großen Einmaleins?«

Da trat der Gast einen Schritt zurück. Es begann ihm angst zu werden. Sie aber nickte verächtlich und sagte:

»Auch das nicht. Also noch die letzte Frage: In welchem Verhältnis steht Kants Philosophie zu den Eisenbahnfahrplänen der neueren Zeit?« – »Hoffentlich in gar keinem.« – »Seht, nicht einmal eine so tief in das Verkehrsleben einschneidende Frage könnt Ihr beantworten. Ich kann Euch nichts verkaufen, weder Porter noch Schnaps, noch sonst etwas.« – »Das habe ich doch bereits gesagt. Darum bitte ich Euch, mich zu entlassen.«

Emeria blickte ihn lange an. Ihr ernstes Auge wurde immer milder, der sonst so eigentümliche irre Blick lebensvoller. Dann sagte sie freundlich:

»Und doch sollt Ihr nicht so von mir gehen. Ihr habt die Probe nicht bestanden, aber in Eurem Gesicht ist so etwas Gutes und Liebes. Es ist mir, als ob wir liebe und gute Bekannte wären, und darum sollt Ihr haben, was Ihr verlangt. Emeria Garezzo examiniert zwar streng, richtet aber voller Nachsicht.«

Als sie diesen Namen nannte, zuckte ein undefinierbares Etwas über das Gesicht des Fremden. Er fuhr sich mit der Hand nach der Stirn, als ob er sich auf irgendetwas besinnen müsse; sein Schnurrbart kräuselte sich unter einem leisen Lächeln, dann ging sein Auge in einem tiefen, fast pietätvollen Blick über die Gestalt der Wirtin weg, und nun antwortete er:

»Ja, Señorita, gebt mir ein Glas Wasser mit Zucker darin.« – »Das ist Kindertrank, aber nicht für Männer!« – »Mir aber heute das Allerliebste!« – »Gut, Ihr sollt es haben; ich gebe es sonst keinem Menschen, aber weil Ihr das – das – das Unbegreifliche im Gesicht habt, so sollt Ihr es bekommen.«

Sie ging hinaus und brachte bald das Zuckerwasser herein. Als sie es vor ihn hinsetzte, erklärte sie:

»Wasser und Zucker verhalten sich nämlich zueinander wie ein Hydrooxygengasmikroskop zu einem Fass voll saurer Gurken; einzeln für sich sind beide zu gebrauchen, tut man aber das Erstere in das Letztere, so ist nichts zu gebrauchen. Was seid Ihr?« – »Goldsucher«, antwortete er zögernd, als ob er sich vorher überlegen

müsse, welche Antwort er geben solle. – »Das habe ich mir gedacht. Die Goldsucher sind stets ohne Wissenschaft und Schule. Ihr seid ein so junger, hübscher Señor. Schade um Euch! Habt Ihr denn gar nichts gelernt?«

Es zuckte fast schalkhaft über sein Gesicht, als er antwortete:

»Nur ein bisschen Zeichnen.« – »So! Was zeichnet Ihr denn?« – »Köpfe nach dem Leben und nach der Fantasie.« – »Nun, ich bin Künstlerin, nämlich Dichterin, Komponistin, Malerin und Bildhauerin; auch mime ich. Ich werde sehen, was Ihr leistet. Da habt Ihr Bleistift und Papier. Zeichnet mir einmal einen Kopf.«

Der junge Gast zog das Blatt zu sich heran und griff zum Bleistift. Fast in demselben Augenblick gab er beides wieder zurück. Es war, als habe er nur einen Strich gemacht, so schnell war er fertig. Sie ergriff das Blatt warf einen Blick darauf, ließ es sinken und starrte den Fremden sprachlos an. Erst nach einer langen, langen Weile kam es mühsam über ihre Lippen:

»Mein Gott! Das ist Er – Er – Er, so wie er vor mir stand, als er mich in die Geheimnisse des Dalai Lama und des Melonenpflanzens einweihte. Ja, das ist er, wie er leibt und lebt. Das ist seine Stirn, seine Nase, sein edles Profil. Er ist so gut, so genau getroffen, dass er sprechen könnte, wenn er wollte. Sagt einmal, Señor, ist diese Zeichnung ein Fantasiestück oder nicht?« – »Nein. Die Fantasie hat mir nicht den Stift geführt. Ich habe nach dem Leben gezeichnet.« – »Nach dem Leben! Also doch! Ihr kennt ihn?« – »Ich habe das Original dieses Porträts gesehen.« – »Mein Gott, welch ein Zufall! Endlich, endlich werde ich etwas von ihm zu hören bekommen!« – »Macht Euch keine allzu großen Hoffnungen, Señorita. Ich habe ihn gesehen; weiter aber kann ich nichts von ihm sagen.« – »Aber seinen Namen kennt Ihr? Heißt er Heulmeier?« – »Nein.« – »Nicht? So wäre er es nicht? So wäre es nur ein wunderbares Naturspiel, eine außerordentliche Ähnlichkeit!« – »Vielleicht ist er es dennoch.« – »Aber wenn er anders heißt!«

Emeria warf einen Blick auf die Zeichnung und erstarrte.

Der junge Mann schien nicht ganz genau zu wissen, wie er antworten sollte. Gar zu sehr in Gedanken versunken, bemerkte Emeria dies gar nicht. Auch beachtete sie den Blick nicht, den er auf sie warf. Es lag viel Bedauern, Mitleid und Teilnahme in demselben. Endlich erst nach einer Pause antwortete er:

»Wenn auch die Namen verschieden sind, so ist doch vielleicht die Person dieselbe.« – »Schwerlich: Ist derjenige, den Ihr gesehen habt, Professor?« – »Nein. Er ist Minister.« – »Und wie heißt er?« – »Er ist ein Graf von Langendorff.« – »So ist er es nicht. Heulmeier und Langendorff ist zu verschieden, und mein Geliebter ist Professor geworden, nicht aber Minister. Wie ist denn Euer Name?« – »Günther.« – »Ist dies nicht ein Vorname?« – »Ja. Er wird aber auch oft als Familienname gebraucht.« – »Und Ihr seid ein Deutscher?« – »Gewiss.« – »So seid Ihr ein Landsmann von ihm und könnt bei mir so viel Zuckerwasser trinken, wie Ihr wollt. Die Goldgräber haben nicht viel Geld übrig. Entweder finden sie nichts oder vergeuden das Gefundene schnell, wenn sie im Geschäft glücklich gewesen sind. Habt Ihr Geld?« – »Nun, ich besitze so viel, dass ich einstweilen wohl nicht Not zu leiden brauche.«

Er sagte dies lächelnd.

»Einstweilen, ja, das sagt genug. Ich will Euch ein kleines Honorar zuwenden. Wollt Ihr mir dieses Porträt ablassen?« – »Sehr gern.« – »Wie viel verlangt Ihr dafür?« – »Nichts. Ich schenke es Euch.« – »Oho! Ihr redet da aus einem großen Geldbeutel. Aber ich will mich nicht mit Euch zanken. Ich nehme also den Kopf an und danke Euch für das Geschenk. Hoffentlich ist es mir erlaubt, Euch einen Gefallen dafür zu erweisen. Ihr kommt doch öfter zu mir?« – »Möglich.« – »Bei wem wohnt Ihr denn?« – »Ich wohne noch gar nicht. Ich stehe erst im Begriff, mir ein Logis zu suchen.« – »Ihr werdet schwerlich eins finden, wo Ihr allein wohnen könnt. Diese Gegend ist jetzt so von Goldsuchern überfüllt, dass man froh ist, mit mehreren sein Bett zu teilen.« – »Das bin ich freilich nicht gewöhnt. Auch wollte ich nicht gern in der Stadt selbst wohnen.« – »Außerhalb derselben? Wo denn?« – »Nun. Aufrichtig gestanden, kam ich in der Hoffnung zu Euch, hier ein Logement zu finden.« – »Da habt Ihr Euch getäuscht. Ich habe keine Wohnung für Fremde. Und selbst wenn ich ein Zimmer übrig hätte, so würde ich es meinen Grundsätzen zufolge nur an einen vermieten, der meine Fragen beantworten kann. Ihr aber habt mir auf alle vier nicht eine einzige Antwort gegeben. Dies ist die Venta zur gelehrten Emeria, und ich darf meinem Haus und meiner Firma keine Schande machen.« – »So muss ich mich fügen, obgleich ich vielleicht in einem Giebelstübchen bei Euch Platz finden könnte.« – »Nein; da habt Ihr Euch getäuscht. Von wem wisst Ihr überhaupt, dass ich ein Giebelstübchen habe?« – »Von Señor Robin.«

Emeria machte eine Bewegung der Überraschung.

»Robin?«, sagte sie. »Es gibt nur einen Señor dieses Namens, und dieser wohnt draußen in den Mogollon-Bergen. Meint Ihr vielleicht diesen?« – »Ja.« – »Er ist ein Bekannter von Euch?« – »Ich traf ihn zufällig; aber er schickte mich zu Euch. Er meinte, ich brauchte Euch nur seinen Namen zu nennen, so würdet Ihr mir das Giebelstübchen geben.« – »Hm! Das ist etwas anderes. Ich habe Rücksichten auf ihn zu nehmen, und

wenn er Euch zu mir geschickt hat, so werde ich Euch allerdings nicht fortweisen. Wollt Ihr Euch das Stübchen einmal ansehen, ob es Euch gefällt?« – »Ich bitte um die Erlaubnis dazu.« – »So kommt!«

Emeria schritt voran und führte ihren Gast eine Treppe empor, wo sie eine Tür öffnete. Da gab es einen kleinen, zwar dürftig ausmöblierten, aber ziemlich traulichen Raum. Günther sah ein Bett, einen Tisch, einen Stuhl, einen Spiegel und einen Schrank. Dies war alles, was man hier inmitten eines unkultivierten Landes verlangen konnte. Er erklärte, dass ihm das Stübchen gefalle und dass er es behalten werde, wenn sie es ihm vermieten wolle. Sie meinte:

»Um Robins willen, und weil Ihr mir den Kopf gezeichnet habt, sollt Ihr es haben. Beabsichtigt Ihr vielleicht, bald einzuziehen?« – »Wenn Ihr erlaubt, so bleibe ich gleich da.« – »Hm! Wo habt Ihr Eure Sachen?« – »Ich habe einstweilen nur das, was ich auf dem Leib trage, Señorita.« – »Na, da werdet Ihr vielleicht so ein Luftikus sein, wie sie jetzt hier gang und gäbe sind. Ihr werdet mich doch nicht etwa in Unannehmlichkeiten bringen?« – »Nein, gewiss nicht. Ihr dürft Vertrauen zu mir haben. Die Miete zahle ich Euch pränumerando, und was ich genieße, berichtige ist stets sofort.« – »So mag es gelten. Ein Goldsucher ist kein Graf oder Herzog; Bedienung werdet Ihr also nicht verlangen. Übrigens, wenn Ihr trotzdem eine Frage oder sonst ein Bedürfnis habt, so wendet Euch an meinen Peón Pedro oder an die Magd Henriettina. Ich habe keine Zeit. Eine so vielseitig Gelehrte und Künstlerin, wie ich bin, hat jede Minute den Musen und den Göttern der vielen Wissenschaften zu widmen.«

Es wurde nun noch der Betrag der Miete festgesetzt, und da Günther sich mit demselben sofort einverstanden erklärte und ihn auch gleich bezahlte, so war diese Angelegenheit zur beiderseitigen Zufriedenheit sehr schnell geordnet. Die Wirtin kehrte darauf in das Gastzimmer zurück, und Günther begann, es sich im Zimmer wohnlich zu machen.

Dann zog er eine dicke Brieftasche hervor und breitete den Inhalt derselben auf dem Tisch aus. Hätte Señorita Emeria dabeistehen und mitzählen können, so würde sie den Besitzer einer so außerordentlich hohen Summe wohl anders als bisher beurteilt haben.

Sie hatte sich wieder auf ihren Platz gesetzt und ein Gefäß mit Wasser und einen Hader zu sich auf den Tisch gestellt. Sie wollte nach der Zeichnung, die sie von Günther erhalten hatte, den Kopf des Geliebten aus Ton formen und arbeitete sehr fleißig. Ein Kopf wurde allerdings auch fertig, aber was für einer! Im Eifer fuhr sie sich mit den Fingern häufig auch in Gesicht und Haar, statt die Hände an dem Hader abzuwischen, und so kam es, dass sie in kurzer Zeit einen Anblick bot, der auch einen ernsthaften Mann zum Lachen gebracht hätte.

Da ging plötzlich die Tür auf. Es trat jemand ein, und eine heisere, unangenehme Stimme sagte:

»Na, was ist denn das für ein Verhalten! In einer Venta hat man sich doch um die Gäste zu bekümmern!«

Jetzt drehte sie sich um. Der Mann, der soeben gesprochen und sich auf den ersten

besten Stuhl gesetzt hatte, war in seiner äußeren Erscheinung nicht sehr vertrauenerweckend.

»Was höre ich!«, sagte infolgedessen Emeria ziemlich ungnädig. »Ihr räsoniert?« – »Ja. Ich habe das Recht dazu!« – »Das Recht? Wieso?« – »Ich komme als Gast, und kein Mensch bekümmert sich um mich.« – »Seid froh, dass dies so ist, denn wenn ich mich um Euch bekümmern wollte, so wäre es doch nur in der Weise, dass ich Euch aus dem Haus werfen ließe.« – »Oho! Das geschieht nicht so leicht! Ehe Ihr mich hinauswerft, will ich erst ein Glas Branntwein trinken!« – »Könnt Ihr ihn bezahlen?« – »Das geht Euch nichts an!« – »Nichts? So! Wenn Ihr das denkt, so macht nur gleich, dass Ihr hinauskommt! Ich werde mich wohl überzeugen können, ob ich auch Zahlung erhalte.« – »Na, so überzeugt Euch! Hier!«

Der Fremde zog einen Silberpeso aus der Tasche und warf ihn auf den Tisch.

»Das ist etwas anderes«, sagte Emeria freundlicher. »Zahlen könnt Ihr also. Dennoch aber fragt es sich, ob Ihr den Branntwein erhaltet.« – »Warum denn?« – »Erst müsst Ihr beweisen, dass Ihr es wert seid.«

Der Mann verstand sie nicht und blickte sie erstaunt an. Sie aber trat näher und stemmte beide Hände in die Seiten. Dabei beachtete sie gar nicht, dass sie zwischen den Fingern Stücke gekneteten Tons hielt, den sie nun an die schwarze Taille schmierte. Sie warf sich vielmehr in eine möglichst imponierende Positur und fragte:

»Wie viele Nebenmonde hat der Uranus?«

Der Gefragte blickte sie an, als ob er sagen wollte, dass er sie für übergeschnappt halte.

»Na, Antwort!«, drängte sie. – »Donnerwetter! Wer ist denn dieser Urinus oder Urimus oder Urian?« – »Das wisst Ihr nicht?« – »Nein. Ich kenne weder ihn noch seine Monde. Jedenfalls geht mich der Kerl auch gar nichts an.« – »Gut! Weiter! Wie alt wurde der größte Feldherr der Karthager, ehe er starb?« – »Unsinn! Wie alt ist er denn wohl nachher noch geworden, als er gestorben war?« – »Señor«, sagte Emeria da in verweisendem Ton, »beleidigt meine Würde nicht! Ich stehe vor Euch als Dame, Gelehrte, Künstlerin und Examinatorin. Sagt mir jetzt weiter, in welcher Beziehung die Planimetrie mit der Witterungskunde verwandt ist!« – »Mir ganz gleich. Auf diese Verwandtschaft gebe ich nicht das Geringste!« – »Also auch nicht! Nun viertens: Warum nennt man eine gewisse Klasse der Affen Meerkatzen?«

Da fuhr er von seinem Sitz auf und rief:

»Himmeldonnerwetter! Wollt Ihr mich etwa auch zum Affen machen? Was weiß ich von Meerkatzen? Jedenfalls sehe ich jetzt in diesem Augenblick die allererste, und die seid Ihr selbst!«

Das war eine Beleidigung, die Emeria in höchste Aufregung brachte. Sie fuhr daher mit ihren tonigen Fingern auf ihn zu und schrie:

»Was sagt Ihr? Ich eine Meerkatze? Hat man bereits einmal so etwas gehört? Die gelehrte Emeria eine Meerkatze! Das muss ich bestrafen!« – »Na, habe ich denn unrecht?«, lachte er. »Wenn die Gelehrtheit darin besteht, dass man sich mit Lehm

bekleckst, so kann ich das auch. Übrigens weiß ich gar nicht, wie ich dazu komme, von Euch nach Dingen gefragt zu werden, von denen ich gar keine Ahnung habe. Gebt mir meinen Schnaps! Weiter verlange ich nichts.« – »Ihr bekommt keinen!« – »Warum nicht?« – »Ihr seid ein Ignorant, und ein solcher bekommt von mir keinen Tropfen Wasser, viel weniger Schnaps.« – »Ignorant? Was ist das? Meint Ihr etwa Elefant? Wenn Ihr Eure Gäste in dieser Weise beschimpfen wollt, so könnt Ihr lange feilhalten, ehe sie wieder bei Euch einkehren. Hätte ich das gewusst, so wäre ich sicher nicht zu Euch gekommen; aber da Señor Robin mir sagte, dass ich zu Euch gehen solle, so habe ich es getan, natürlich ohne alle Ahnung, dass Ihr mich erst für einen Affen und dann sogar für einen Elefanten halten würdet!«

Diese Worte beruhigten Emeria.

»Was soll ich sein? Eine Meerkatze?«, fragte Emeria.

»Von Señor Robin redet Ihr? Der hat Euch geschickt?«, fragte sie freundlicher. – »Ja.« – »Das ist etwas anderes. Da sollt Ihr einen Schnaps erhalten, obgleich Ihr mir den Beweis schuldig geblieben seid, dass Ihr als Gast in die Venta der gelehrten Emeria passt.«

Sie holte den Schnaps. Als sie ihm das Glas hinsetzte, bemerkte sie:

»Übrigens ist es eigen. Während einer Stunde seid Ihr der Zweite, den mir Señor Robin schickt.« – »So? Ist der Erste bereits da?« – »Ja.« – »Das wollte ich erfahren. Deshalb komme ich her. Ich soll Euch nämlich fragen, ob ein gewisser Señor Günther, ein Deutscher, bei Euch vorgesprochen habe.« – »Das hat er.« – »Und habt Ihr ihm ein Logis gegeben?« – »Ja, auf die Empfehlung von Señor Robin.« – »Schön! So ist alles in Ordnung. Ich glaube, Señor Robin wird bald selbst kommen, um sich für die Aufmerksamkeit zu bedanken, die Ihr ihm erweist. Es ist wahr, ein Wirt oder eine Wirtin muss sich die Gäste durch Gefälligkeit verbinden. Daher kann ich nicht begreifen, dass Ihr die Eurigen in der Weise empfangt, wie Ihr es mit mir gemacht habt. Tut Ihr das etwa mit einem jeden?« – »Ja. Ich werde es Euch gleich zeigen. Seht Ihr dort den Reiter, der auf meine Venta zukommt?«

Der Gast blickte zum Fenster hinaus und antwortete:

»Ja, ich sehe ihn. Dieser Mann muss einen langen und beschwerlichen Ritt hinter sich haben. Er ist ganz bestaubt, und sein Pferd hinkt und kann kaum mehr fort.« – »Er wird bei mir einkehren, und Ihr sollt sehen, dass ich ihn ebenso scharf examiniere wie Euch.« – »Na, das ist drollig! Warum aber tut Ihr das?« – »Im Interesse meines Rufes.« – »So bin ich neugierig, wie er es aufnehmen wird.«

Der Mann setzte sich in erwartungsvoller Haltung wieder auf seinen Platz nieder.

Der neue Ankömmling war kein anderer als Roulin, von den Indianern der Silberne Mann genannt. Er kam von dem Silbersee, wo er entflohen war. Er band sein Pferd draußen an, kam herein und grüßte. Der andere Gast erwiderte den Gruß. Die Señorita saß wieder an ihrem Tisch und modellierte. Sie nahm von ihm keine Notiz.

»Seid Ihr der Wirt oder ein Gast?«, fragte Roulin den Mann. – »Ich bin ein Gast. Die Señorita dort ist die Wirtin.« – »Bitte, Señorita, ist hier Wein zu bekommen?« – »Ja, der ist zu bekommen«, nickte sie, ohne sich aber nach ihm umzudrehen. – »Bringt mir eine Flasche!«

Jetzt stand sie auf, drehte sich ihm zu und betrachtete ihn aufmerksam. Dann antwortete sie:

»Zu bekommen ist er, wer ihn aber bekommt und wer nicht, darüber behalte ich die Entscheidung natürlich mir vor.«

Roulin blickte sie ganz erstaunt an und fragte dann:

»Bin ich denn nicht in einer Venta? Da bekommt man doch wohl, was man bezahlt?« – »Gewöhnlich. Meine Venta aber ist eine ungewöhnliche. Ich bin die gelehrte Emeria und bediene nur solche Leute, die mir bewiesen haben, dass sie in den Wissenschaften und Künsten zu Hause sind.«

Er tippte sich mit dem Finger an die Stirn und meinte:

»Bei Euch ist es wohl hier nicht richtig?« – »Das lasst nur meine eigene Sorge sein!

Jetzt werde ich Euch einige Fragen vorlegen.« – »Wie es Euch beliebt! Nur bitte ich, es kurz zu machen. Ich habe Durst und Hunger!« – »Dem Geist ist Nahrung noch notwendiger als dem Körper. Also sagt mir gefälligst, wer die meisten ägyptischen Pyramiden erbaut hat.« – »Das kümmert mich wenig.« – »Ach so! Welche Sprache hat man wohl vor der Erbauung des Turmes zu Babel gesprochen?« – »Spanisch und Englisch jedenfalls nicht!« – »Nein. Da habt Ihr recht. Aber ich will nicht eine negative, sondern eine positive Antwort, und die könnt Ihr mir doch nicht geben. Also weiter! Welche Ähnlichkeit ist zwischen der Buchdruckerkunst und einem neuen, amerikanischen Bratofen?« – »Donnerwetter! Das scheint lustig zu werden!« – »Ist aber sehr ernst gemeint. Also nun die letzte Frage, Señor! Warum gibt der Karpfen keinen Fischtran?« – »Das ist seine Sache, nicht aber die meinige!« – »So mag es auch nicht Eure Sache sein, wem ich meinen Wein einschenke. Ihr bekommt also nichts!« – »Hört, Señorita, Ihr seid jedenfalls verrückt! Ich lasse mir wohl etwas gefallen, aber was zu toll ist, das ist zu toll. Es wird doch wohl nicht von Eurem Examen abhängen sollen, wer bei Euch etwas bekommt oder nicht!« – »Gerade darauf kommt es an!« – »Hat denn dieser Señor hier auch ein Examen gemacht?« – »Natürlich!« – »Und hat er es bestanden?« – »Leider nicht. Er hätte nichts erhalten, aber da er von Señor Robin geschickt worden ist, so habe ich eine Ausnahme gemacht und ihm gegeben, was er verlangte.« – »Señor Robin? Ah, meint Ihr den, welcher da draußen in den Bergen wohnen soll?« – »Ja, es gibt keinen zweiten hier.« – »Nun, so könnt Ihr mir auch meinen Wein geben. Ich bin ein Geschäftsfreund von ihm.« – »Das müsst Ihr beweisen.« – »Ich gebe Euch mein Wort darauf.« – »Das genügt mir nicht. Ihr seid hier fremd, und ich kenne Euch nicht.« – »Donnerwetter! Wollt Ihr mich für einen Lügner erklären?« – »Nein. Ich verlange nur Beweise. Wie ist Euer Name?« – »Roulin.« – »Den habe ich noch nicht gehört.« – »Aber ich!«, sagte der andere Gast. »Señor, seid Ihr der Roulin, der da unten im Todestal wohnt?« – »Ja.« – »Nun, so bezeuge ich, dass Ihr wirklich ein Geschäftsfreund von Señor Robin seid. Nun wird sich Señorita Emeria wohl nicht länger weigern, Euch zu bedienen » – »Nein«, antwortete sie. »Auf Euer Zeugnis hin will ich eine abermalige Ausnahme machen. Er soll also seinen Wein erhalten.«

Als Emeria hinausgegangen war, sagte der erste Gast zum zweiten:

»Da Ihr ein Freund von Señor Robin seid, darf ich Euch wohl bitten, bei mir Platz zu nehmen.« – »Gewiss, Señor«, meinte Roulin, indem er sich zu ihm setzte. »Und nun, nachdem ich Euch meinen Namen gesagt habe, darf ich wohl nach dem Eurigen fragen?« – »Warum nicht? Man nennt mich Alfonzo. Das genügt. Der Familienname ist nicht notwendig.« – »Das ist richtig. Also, Señor Alfonzo, was ist denn das eigentlich für eine Wirtin?« – »Sie ist übergeschnappt. Sie muss sich einmal in einen lustigen Kerl vergafft haben, der ihr außerordentlich viele Raupen in den Kopf gesetzt hat. Er hat sie mit gelehrten Brocken vollgestopft, wie man eine Gans nudelt. Sie hat nichts davon verdaut. Nun stecken diese Brocken ihr noch im Leib, und sie kann sie nicht loswerden. Das schädigt natürlich das Gehirn. Sie hat die Marotte, einen jeden Gast zu examinieren. Sonst ist sie aber ganz ungefährlich und sogar ein sehr achtbares Frauenzimmer.« –

»Schön! Das ist das eine. Jetzt das andere, das viel notwendiger ist. Steht Ihr mit Robin vielleicht in Geschäftsverbindung?« – »Sogar sehr.« – »In welcher?« – »Hm! Darüber lässt sich nichts sagen, wenn man sich nicht ganz genau kennt!« – »Ich denke, Ihr kennt mich.« – »Nur so vom Hörensagen. Was mich betrifft, so könnt Ihr vollständig Vertrauen zu mir haben.« – »Das werde ich sofort sehen. Es gibt nämlich ein Mittel, genau und untrüglich zu erfahren, wie weit Ihr das Vertrauen Robins genießt.« – »Ich genieße es vollständig.« – »Wirklich? Nun, so sagt mir doch einmal, wie sein eigentlicher Name lautet.« – »Früher nannte er sich Walker.« – »Richtig! Da Ihr das wisst, so bin ich überzeugt, dass ich Euch vertrauen darf. Es droht mir und Robin ein großes Unheil. Ich werde verfolgt. Die mich Verfolgenden wissen jedenfalls, dass ich zu ihm will. Sie wollen auch ihn verderben.« – »Himmelelement! Wer ist das?« – »Einige verdammte Kerle, die hart hinter mir her sind! Der eine lässt sich den Fürsten der Bleichgesichter schimpfen, der andere ist der dicke Sam Barth.« – »Heiliges Pech! Dieser berühmte Jäger!« – »Ja. Sodann die Starke Hand, der Häuptling der Apachen.« – »Hört, das sind drei ganz verdammte Kerle!« – »Oh, es sind ihrer noch mehr. Ich konnte sie nur nicht wegkriegen.« – »Und sind sie hart hinter Euch?« – »Leider! Ich habe sie heute früh noch einmal tüchtig irregeführt, indem ich einen Kreis ritt. Sie mussten also zurück, wenn sie meiner Spur gefolgt sind. Dennoch können sie jeden Augenblick kommen.« – »Was habt Ihr denn mit ihnen?« – »Davon später. Ich kann Euch nur sagen, dass es sich nicht nur um Hab und Gut, sondern auch um Tod und Leben handelt. Ich muss zu Walker, um mit ihm zu sprechen. Wohnt er noch draußen in seinem Waldhaus?« – »Ja. Pst! Die Señorita kommt.«

Die Wirtin trat ein und setzte Roulin Flasche und Glas hin. Dann nahm sie wieder auf ihrem Stuhl Platz, um weiter zu modellieren. Es fiel ihr gar nicht ein, auf die Unterredung der beiden zu achten, dennoch sprachen diese nur leise weiter. Später aber entfuhr Roulin doch ein so lauter Ausruf, dass sie ihn hörte:

»Verdammt! Da drüben kommt der Dicke!« – »Wo?«, fragte Alfonzo. – »Ganz drüben am Stadtende.« – »Das kann man ja noch gar nicht erkennen!« – »Oh, den Kerl kenne ich noch aus viel weiterer Entfernung. Wir müssen fort.« – »Na, so bezahlt! Ich führe Euch.«

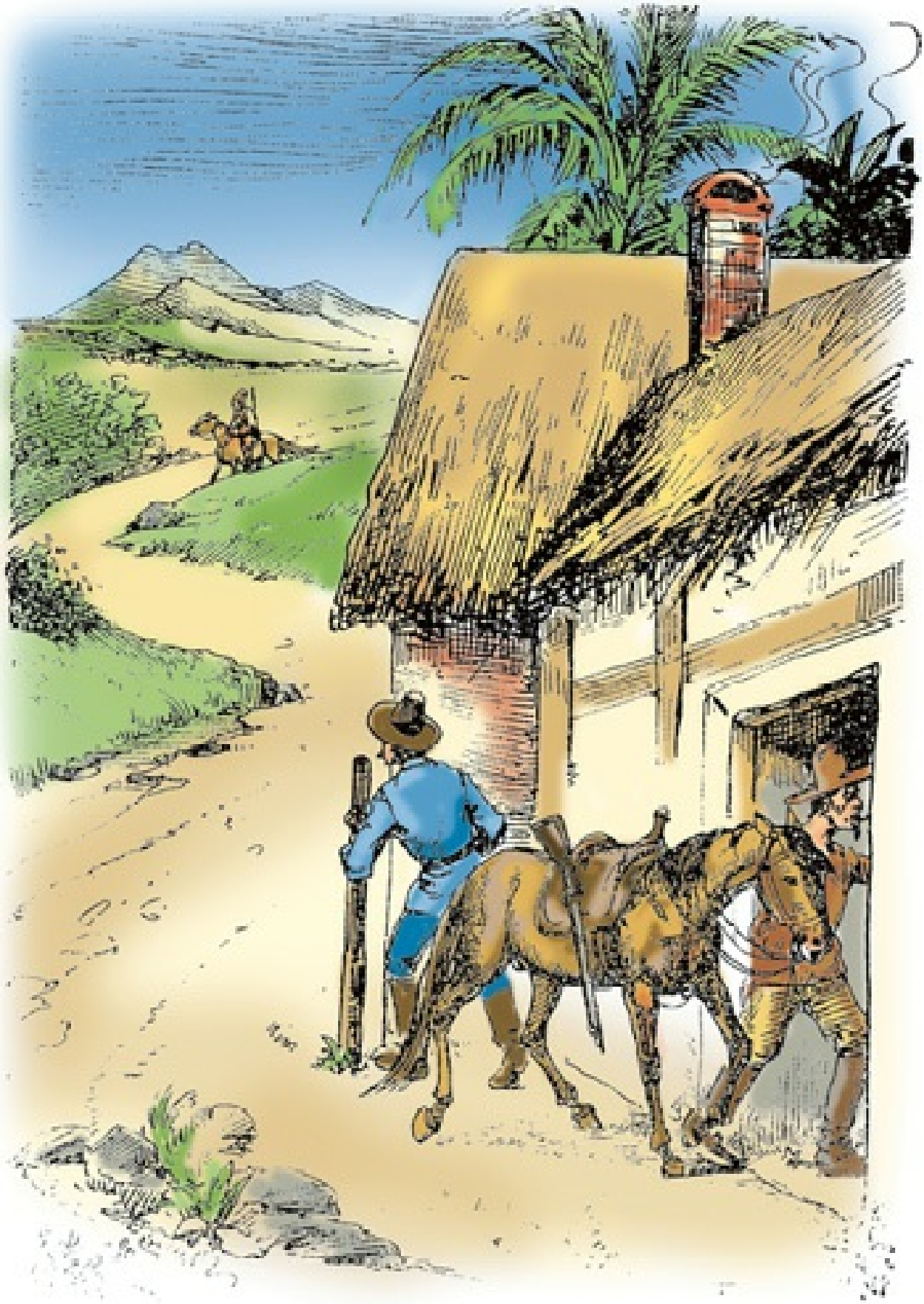
Während Roulin sein Geld auf den Tisch warf, sagte der andere zur Wirtin:

»Hört, Señorita! Der Mensch, der da draußen geritten kommt, ist ein Feind von Señor Robin. Er darf nicht erfahren, dass wir hier gewesen sind. Verstanden?«

Emeria nickte bejahend, blickte zum Fenster hinaus und antwortete:

»Er sieht Euch aber doch fortgehen. Dieser Señor hat gar ein Pferd mit, das muss ja gesehen werden.« – »Wir ziehen es durch den Hausflur in den Hof und von da zur hinteren Tür hinaus. Da kommt das Gebäude zwischen uns und ihn, und er kann uns nicht bemerken.« – »So macht schnell und grüßt Señor Robin von mir.«

Beide Männer eilten hinaus und zogen das Pferd in das Haus.



Die Gesuchten versteckten sich vor dem herannahenden Sam.

2. Kapitel

Roulin hatte sich allerdings nicht geirrt. Es war der dicke Sam, der langsam die Straße herbeigeritten kam, die Gestalt vornübergebeugt und das Auge scharf auf die Erde gerichtet. Draußen in der Wildnis ist es nicht sehr schwer, eine Spur zu verfolgen, in einer Stadt aber und deren Nähe, zumal auf einer viel betretenen Landstraße, ist es fast eine Unmöglichkeit. Für den listigen Sam jedoch konnte es in dieser Beziehung eine absolute Unmöglichkeit gar nicht geben. Er hielt vor der Tür an, stieg ab und band sein Pferd an den Pfahl, deren mehrere zu diesem Zweck draußen angebracht waren. Er untersuchte den Boden sehr genau und schüttelte dann brummend den Kopf, denn er hatte soeben auf der Schwelle der Haustür und im Flur die Spuren entdeckt, die er suchte.

Pedro, der Peón, hatte an der Ecke des Hauses gestanden und ihn ankommen sehen. Das Gebaren dieses fremden, kleinen, absonderlich dicken Kerls kam ihm sehr lächerlich vor. Er befand sich bei guter Laune und beschloss, den Kleinen ein wenig zu foppen. Darum trat er hinzu und fragte:

»Habt Ihr etwas verloren, Señor?« – »Ja«, antwortete Sam, ohne ihn anzusehen. – »Was denn? Vielleicht die vorige Woche?« – »Nein, sondern die übernächste.« – »So will ich wünschen, dass Ihr sie bald findet!« – »Ich habe sie schon!«

Sam hatte nämlich auf der Schwelle der Haustür und im Flur die Spuren bemerkt, die er suchte.

»Die übernächste?«, lachte Pedro. »Da seid Ihr uns anderen also um zwei Wochen voraus?« – »Ja, mein Junge, dir speziell aber um einige Jahrhunderte, denn wie es scheint, bist du so weit in der Entwicklung zurück, dass dir noch gar kein Gehirn gewachsen ist!« – »Oho!« – »Und grün und gelb bist du auch noch hinter den Ohren. O weh! Aus dir wird einmal ein recht alberner und vorlauter Gänserich werden. Nimm dich dann in Acht, dass man dir nicht auf den Schnabel klopft!«

Dies ärgerte den Peón. Der Dicke trug eine Kleidung, die während des angestrengten, schnellen Rittes viel gelitten hatte. Er sah überhaupt nicht sauber aus, und da sein Pferd scheinbar auch nichts taugte, so hatte Pedro gemeint, einen Menschen vor sich zu haben, mit dem er sich einen Spaß machen könne. Er wollte die Beleidigung nicht dulden und sagte darum:

»Für wen oder was haltet denn Ihr Euch wohl? Wenn ich ein Gänserich bin, so gehört Ihr wohl unter diejenige Klasse von Menschen, die man Stare nennt?« – »Jawohl, mein Sohn! Ich bin nämlich der Star, den ich dir stechen werde, wenn du nicht höflicher wirst. Gehe ein wenig auf die Seite, damit man hineinkann!«

Der Peón hatte sich nämlich mitten unter die Tür gestellt. Er antwortete nun grob:

»Wartet noch ein wenig! Hier hat nämlich nicht der erste Beste Zutritt. Wir sehen uns unsere Leute an.« – »Ich mir die meinigen auch. Und da du hier nicht in der rechten Beleuchtung stehst, um einen guten Eindruck auf mich zu machen, so will ich dich ein bisschen an das Licht und in die Luft stellen.«

Sam fasste den Peón blitzschnell um den Leib, hob ihn hoch empor, drehte sich um, setzte ihn außerhalb des Einganges wieder nieder und trat in das Haus. Der Peón hatte so etwas nicht erwartet. Ein so resolutes Benehmen und eine solche Körperstärke war dem scheinbar unbehilflichen Dicken ja gar nicht zuzutrauen. Darum blieb er eine Weile ganz erstaunt auf derselben Stelle, und als er sich dann umdrehte, um sich zu rächen, war Sam bereits in das Gastzimmer getreten.

Dort saß die Wirtin an ihrem Tisch und klatschte mit den nassen Händen an dem Ton herum.

»Good day, Mistress!«, grüßte Sam.

Emeria antwortete nicht. Sam setzte sich daher nieder und wiederholte seinen Gruß. Auch jetzt erhielt er keine Antwort. Darum rief er nun sehr laut:

»Seid Ihr taub, Mistress?«

Jetzt erhob sie sich, betrachtete ihn mit verächtlichem Blick und meinte:

»Hier spricht man nicht englisch, sondern spanisch!« – »Ah so! Also buenos dias, tia!«

Das hieß also: Guten Tag, Tante! Da fuhr Emeria erschrocken zurück.

»Was? Tante nennt Ihr mich?« – »Ja.« – »Wie kommt Ihr zu dieser Bezeichnung?« – »Soll ich etwa Großmutter sagen? Ganz wie Ihr wollt! Mir ist es egal!« – »Ich bin weder Eure Tante noch Eure Großmutter. Habt Ihr nicht meine Firma gelesen?« – »Nein.« – »So geht hinaus und betrachtet sie Euch!« – »Das kann ich nachher tun, wenn ich gehe.« – »Ihr könnt gleich jetzt gehen!« – »Jetzt werde ich mich ein wenig ausruhen, meine sehr teure Lady.« – »Lady? Am Schild draußen ist deutlich zu lesen, dass ich die gelehrte Señorita Emeria bin.«

Sam betrachtete sie mit seinen kleinen, listigen Äuglein. Sie war vom Kopf bis zum Fuß mit nassem Ton beschmiert und bot einen lächerlichen Anblick. Dennoch tat er sehr ernst.

»So, so! Señorita Chimärea! So also heißt Ihr! Wer konnte das wissen!« – »Chimärea? Welch ein Name! Was bedeutet er?« – »Chimäre ist ein Hirngespinst. Eure Mama hat Euch also keinen sehr hübschen Namen gegeben.« – »Ich heiße nicht so. Ihr habt mich falsch verstanden. Emeria ist mein Name.« – »Ach so! Entschuldigung, Señorita Amerika! Ich bin nämlich so weit …« – »Emeria, nicht Amerika!«, rief sie ihn an. – »Immer wieder anders! Na, meinetwegen. Habt Ihr Bier?« – »Ja. Habt Ihr Geld?« – »Ja.« – »Ich habe nur Porter und Ale. Beides ist teuer.« – »Das ist mir sehr gleichgültig. Gebt mir Porter!« – »Ihr tut ja, als ob Ihr Herr dieses Hauses wäret.« – »Nicht ganz. Aber ich habe Durst und werde bezahlen, was ich bestelle. Ihr werdet also doch wohl nicht meinen, dass ich viele gute Worte geben soll!« – »Es wäre besser für Euch, höflich zu sein. Bei mir bekommt nämlich nur der etwas, der sein Examen bestanden hat.« – »Examen? Sapperment! Wieso? Warum?« – »Weil mein Haus die Venta zur gelehrten Emeria ist, bediene ich nur gelehrte Leute.«

Sam gab sich Mühe, ernsthaft zu bleiben, und antwortete:

»Das ist allerliebst. Das gefällt mir von Euch. Ihr examiniert also einen jeden Unbekannten?« – »Ja.« – »Das wollt Ihr bei mir auch tun?« – »Natürlich.« – »So freue ich mich darauf. Ich bin nämlich auch ein Gelehrter, sogar ein ziemlich berühmter.« – »Ihr?«,

fragte sie, ihn mit einem ungläubigen Blick betrachtend. »In welchem Fach denn?« – »In der Astronomie.« – »Habt Ihr denn da bereits Ansehnliches geleistet?« – »Und ob!« – »Was denn?« – »Ich habe das Mondkalb entdeckt. Man kann es seitdem ganz ohne Fernrohr sehen.«

Da stemmte Emeria die Fäuste in beide Seiten, trat ihm näher und rief zornig.

»Señor, wollt Ihr Euch etwa über mich lustig machen? Zwar habe ich auch bereits von dem bekannten Mondkalb gehört, aber entdeckt ist es noch nicht worden! Das macht Ihr mir nicht weis. Ihr mögt meinetwegen ein Astronom sein, aber wie ein berühmter seht Ihr mir denn doch nicht aus. Was wollt Ihr denn hier in dieser Gegend als Astronom?« – »Ich suche einen Kometen, der mir durchgebrannt ist. Ich hatte ihn bereits vor dem Rohr, plötzlich aber war er fort.« – »So ist seine Umlaufsgeschwindigkeit eine ganz außerordentliche. Wenn Ihr mir diesen Fall genauer vortragt, kann ich Euch vielleicht einen guten Rat geben.« – »Ich hoffe es. Ich suche den Kometen nämlich nirgends anders als bei Euch.« – »Vielleicht finden wir ihn. Ich bin gern bereit, Euch mit meiner Wissenschaft zu unterstützen. Auch Euren Porter sollt Ihr haben; aber ich setze voraus, dass Ihr das Examen bestehen und meine Fragen beantworten werdet!« – »Na, so fragt einmal los!«

Sam kreuzte die Arme über der Brust und legte das eine Bein über das andere, wie einer, der sagen will: Jetzt kann es beginnen. Sie aber trat zu ihrem Tisch, ergriff das Tonstück, an dem sie nun bereits so lange herumgeklitscht und herumgeklatscht hatte, hielt es ihm hin und fragte:

»Was ist das?«

Sam betrachtete den Gegenstand von allen Seiten, brummte nachdenklich vor sich hin und antwortete:

»Das soll jedenfalls ein Kopf werden.« – »Ja, aber was für einer?« – »Ein Schafskopf!«

Emeria schlug beide Hände zusammen. Um das tun zu können, hatte sie natürlich vorher das Modell fallen lassen müssen. Darauf achtete sie aber zunächst gar nicht. Sie war so empört, dass sie in den ersten Augenblicken gar keine Worte finden konnte. Dann aber brach sie los:

»Was? Wie? Ein Schafskopf? Hört, hört, ein Schafskopf! Ihr selbst seid ein Schafskopf, und zwar ein doppelter und zehnfacher Schafskopf, Ihr Esel, Ihr! Ein Astronom wollt Ihr sein? Ich glaube, Ihr seid aus einem Irrenhaus entsprungen. Und dabei setzt Ihr Euch in Positur, mit einer Gebärde, als wenn Ihr die schwersten Fragen beantworten und die schwierigsten Probleme lösen könntet! Nicht eine Frage könnt Ihr beantworten, nicht eine einzige! Ich werde es gleich beweisen. Sagt mir doch einmal, welcher Unterschied ist zwischen einem Dampfschiff und anderthalb Meilen Urwald?« – »Das Dampfschiff spukt Euch hinter der Stirn, den Urwald aber habt Ihr unter der Nase.« – »Wie? Wo? Was?« – »Nun, Ihr gebt doch wohl zu, dass Ihr einen ganz ansehnlichen Schnurrbart habt?« – »Ich – einen – Schnurr…!«

Sie sank auf den nächsten Stuhl nieder, ächzte und stöhnte eine Weile, sprang dann empor und rief: »Das wagt Ihr mir zu sagen, mir, der gelehrten Emeria! Ich einen

Schnurrbart! Ich, ich, ich! Und der Kopf meines angebeteten Heulmeier soll ein Schafskopf sein! Man sollte …« – »Heulmeier?«, fiel Sam ihr in die Rede. »Ja, das stimmt, das stimmt sehr genau. Dieser Kopf war ganz gewiss ein Heulmeierkopf!«

»Ich einen Schnurrbart?«, fragte Emeria entrüstet.